

Hans war unterdessen vom Kaiserhofe geradeswegs auf das Postamt gegangen und hatte an Jochen eine lange und dringende Depesche geschickt. Das ihm der neue Kommandeur an der schmerzlichsten Stabsbrüden den Adjutantenposten angetragen hatte, und ob Jochen nicht meinte, daß es in Kothof noch eine Weile ohne ihn gehen würde.

Während er das Telegramm schrieb, hatte er die Empfindung, daß es eigentlich überflüssig sei, es abzuschicken. Denn wenn auch Jochen ihm aus dringender Not würde, den Adjutantenposten laufen zu lassen und sofort nach Hause zu kommen, war er wirklich sicher, daß er dieser Wohnung nun auch folgen würde? Schließlich hatte der Kommandeur doch recht: Was sollte er jetzt in Kothof mitten im Winter anfangen? Zu sehen, wie die Drehschiffmaschinen arbeiten, oder sich mit der Landwirtschaftheoretisch aus Büchern beschaffigen? Das letzte konnte er hier in Liebenwalde auch, und wenn er sich nach wie vor mit seiner reichlich bemessenen Zulage begnüge, dann konnte er das, was sein Vater für sich und den ganzen Hausstand jährlich ausgegeben hatte, zu Meliorationen verwenden oder zur Rückzahlung von Hypothekschulden, also war es doch das Geheißte, noch ein paar Jahre beim Kommando zu bleiben?

Eigentlich merkwürdig, daß dem noch sonst so klugen Jochen dieß geradezu glänzende Idee nicht eingefallen war! Und er ließ sich die bereits aufgegebenen Depesche noch einmal von dem Schalterbeamten zur Hand nehmen und las sie sorgfältig durch, in der er Jochen diese „glänzende Idee“ entwickelte. Daß er selbst nur darauf verfallen war, weil er noch Grübeln suchte, um sein Bleiben in Liebenwalde zu entschuldigen und zu rechtfertigen, kam ihm ebensoviele in den Sinn, als daß das eigentlich Entschlossene für ihn doch die Worte gewesen waren, die ihm der Kommandeur ganz zuletzt gesagt hatte: „Und bei meiner Frau haben Sie auch einen richtigen Stein im Brett!“

Als er nach Hause kam, lag auf seinem Tische ein Brief mit dem Stempel der Stadtpost. Ein schönes, längliches Kuvert, das seinen Namen in der so charakteristischsten englischen Damenhandschrift trug — feile und klare Buchstaben, regelmäßig wie eine Perlenkette. Er riss es auf und dabei wehte ihm ein delikater Frühlingsgeruch entgegen, derselbe Geruch, den er bei allem, was er in den letzten Stunden dachte und träumte, zu verpirnen geglaubt hatte, und eine fast ängstliche Wellenbewegung überfiel ihn: Was mochte Frau von Rottergang ihm zu schreiben haben?

Der schönste Bogen enthält nur ein paar Zeilen: „Mein Mann wünscht sehr, daß Sie bleiben, weil er Sie zu seinem Adjutanten machen will. Darf ich mich dieser Bitte anschließen? Alle von Rottergang.“

Hans ließ sich in den nächsten Stuhl fallen und harrete auf das gelbliche Blatt Papier, bis die Buchstaben vor seinem Auge verschwanden. Er dachte an nichts, nur allerhand unklare und sehr schwache Empfindungen weiteten ihm die Brust und ließen sein Herz schneller schlagen.

Am Spätnachmittag bei Tisch im Kasino brachte ihm eine Ordonanz die Antwort von Jochen. Sie war kurz und bündig und lautete: „Du bist ja fenne? Laufsen lassen und nach Hause kommen!“

Hans mußte unwillkürlich lächeln. Wie gut ihn doch Jochen kann!

Einer seiner Kameraden rief über den Tisch herüber: „Lo, Watenig, so vergnügt? Haben Sie vielleicht das große Los gewonnen?“

„Das nun gerade nicht,“ erwiderte Hans, „aber darf ich Sie vielleicht auf eine kleine Geldlotterie? Das Telegramm da hat mir eine Entscheidung gebracht, daß mein Abschied nicht so pressiert und ich noch ein paar Jährchen unter Ihnen bleiben kann!“

Und nun kam es, wie es kommen mußte, wenn in die Herzen zweier Menschen neuer Funke gefallen ist, der leuchtend und am liebsten, bis er eines Tages als lodernde und verzehrende Flamme emporsteigt, vor der es keine Flucht und Rettung gibt. Zwar die nächsten Wochen und Monate brachte Hans eine gelinde Enttäuschung. Frau von Rottergang behandelte ihn bei ihrem häufigen Besuchen — die „Salon“ in Liebenwalde stand auf der Höhe — nicht um eine Spur freundlicher, als die andern jungen Herren des

Regiments, die ihr natürlich vom ersten Tage an alle zu Füßen lagen. Nur als er sich in seiner neuen Eigenschaft als Adjutant bei ihrem Gatten meldete und hinterher auch ihr seine Aufwartung machte, da war sie ihm mit einem strahlenden Lächeln entgegen gekommen, hatte ihm beide Hände gereicht und gesagt: „Ich danke Ihnen von Herzen. Sie haben meinem Mann und mir eine sehr große Freude bereitet!“ Er hatte beide Hände nacheinander an die Lippen geführt und war dema's nach Hause gegangen wie ein Sieger.

Seit diesem Tage aber wartete er vergebens auf irgend ein Zeichen, daß er ihr mehr nahe als die andern, und zuweilen, wenn er allein auf seinem Zimmer lag und die Minuten durchgrübelte, die er mit ihr hatte zuammen sein dürfen, dann kam es ihm vor, als sei sie sogar fähig gegen ihn gewesen und würde sich vor ihm zurück. Daß diese Räte vielleicht nur eine Schupwyr war, hinter der das junge Weib einen erbitterten und verzweifelten Kampf mit dem eigenen Herzen kämpfte, das kam ihm nicht in den Sinn.

Der Oberleutnant hätte sich unterdessen an ihn angegeschlossen, nicht wie an einen Untergebenen, dem er besonders wohl gemogen war, sondern wie an einen jüngeren Bruder. Er zeichnete ihn bei jeder Gelegenheit aus, des Weibes kein Vorgesetzten im Regiment mußte er stets an seiner Seite sitzen, und wenn er besonders gut angefangen war, dann ließ er mit ihm an und nannte ihn bei seinem Vornamen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kaiser Tuliban.

Von Wolfgang Meyer.

Siegend durchzog die Frühlingssonne den Nebel, der das Tal mit dem leise glänzenden Wäldchen und den rechts und links aufragenden Waldhöhen in einen dichten Schleier gehüllt hatte. Der feuchte Dunst stieg vor den warmen Strahlen, drängte sich an den Abhängen hoch, sollte sich zu weißen undurchsichtigen Wolkenschichten zusammen und verdrängte, vom Winde getragen, im Weiser. Klar spannte sich ein blauer Himmel über der Landschaft aus.

Vor der ertösenden Behauptung, die in einer verwirrten, ehrwürdigen Eiche lag, lag auf einem dünnen Fleckchen, das neben der durch ein Stüchlein verdeckten schmalen Tür in die Luft ragte, der junge Alio von Tuliban und wachte sich den Schlaf aus den Augen. „Teufel auch, was das wieder eine lange Sitzung gestern abend, im Brombeerhain! Natürlich war es sehr lustig, aber durchaus standesgemäß berggegangen, wie das ja eigentlich charakteristisch war. Man darf sich nicht vergessen, was man seiner Familie und dem Glande schuldig war!“

Alio redete sich wohlgefällig bei dieser Selbstbetrachtung, wußte sich dann gewöhnlich in einem dicken Taupfropfen, der unter den Sonnenstrahlen zerfiel, härtete sorgfältig sein goldgrünes Haarergemund, perle mit einem Stüchlein Baummoos die zerklüft schwarzen Krallen, daß sie glänzen wie flüssiges Pech und flog, nachdem er so seine Toilette mit der Umständlichkeit eines Stüchlers beendet hatte, hinaus in den strahlenden Frühlingsmorgen.

Ja, er war ein vornehmer Herr, der junge Tuliban. Seine Mutter war eine geborene von Schwebelund und sein Vater, der Geheimrat Staatsrat von Tuliban, trug mit Stolz und Würde das große Kreuz des Kapuzinerordens am roten Band quer über die Brust. Und Traditionen hatte die Familie! Auf zwanzig Generationen bildete der Geheimrat zurück und alle Ahnen waren als hohe Würden Träger und Diplomaten im Kaiserhofe gestorben.

Tuliban junior hatte aber nun absolut keinen Sinn für die hohe Diplomatie. Was interessierten ihn der Formelstrom und die alten Bandketten, in denen die Staatsverträge aufgeschrieben waren und was lag ihm an den Gleichungen zum Bienen- und Ameisenkast. Er liebte das Leben, tollte mit den Falkern um die Wette, wenn die Sonne golden lächelte und schmeichelte mit ihren letzten Strahlen die Glodenblumen und tiefblauen Veilchen freizügte und sah, wenn es trübe war, besnügt in der Brombeerhain, wo die kleine Nelmeris, eine allerliebste grasgrüne Grille, so niedlich sang und tanzte, Wozu sich Sorgen machen, man lebte ja nur einmal und das Leben war so schön!

So gaukelte Alio sorglos in den Tag hinein und lächelte über die griechischen Gesichter der Bettlern und Waisen, die ihm kluge Rat-schläge gaben. Pflücker, sagte er, wenn sie anfangen zu reden, jede ungebildet mit den Flügelbeden, setze sie molantisch's Wäghen auf, drehe sich taurend auf den Hinterbeinen herum und brumme davon.

Es wird noch ein schlimmes Ende nehmen mit dem Jungen, girte Bauer Tuliban, sich verbrießlich die Alten des Staatsgerichtshof besetzte und strich sich sorgenvoll über den grauen Kopf.

Meint du nicht, Aurora? —

Aurora von Tuliban hörte nicht. Sie sah in der Fenster-Nische und moß seine Spinnweben auf einem Gesicht für die Morgenhaube einer Nische, die demnach sich schreiend hielt. Auf dem zart an sich draußen gerade zwei Spinnenraupen darüber, ob die Junge des Expedits rauh oder glatt sei und das nahm ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Tuliban senior räusperte sich hörbar.

Aurora, ich habe gefragt, ob du nicht auch meinst, daß Alio —

„Ach, laß mich in Ruhe, Hannibal, ich habe dir schon so oft erklärt: Jugend hat keine Jugend! Laß den Jungen ausstehen, du wußt auch nicht viel besser gewesen sein!“

Mütterliche Schwäche's thurte Vater Tuliban und verließ sich wieder in seine Affen. Derweilen sich diese seltsame Zwielfrage abspielte, jammerte Alio gerade um eine seltsame, junge Dosterräume, die an diesem Morgen erst ihren Reich geöffnet hatte und mit verwunderlichen Schönen zerfallen, wurde sie mit nicht ihr schönes Herz erschüttern, stütete Alio und ließ sich auf der gelben Blüte nieder.

„Unverschämter Patron,“ sagte die Dosterräume und schüttelte sich, so daß der Sohn des Geheimen Staatsrates in das tauenste Gras fiel und mit den Weinen zappelte.

Umständlich wand Alio auf. Er war ärgerlich und auch noch etwas unüber auf den Beinen. Der gestrige Abend war doch etwas nicht für ihn gewesen.

Da denn nicht, jammerte er, klopfte sich die Taupfropfen vom Wams und flog davon.

Die Welt hat keine Moral mehr, sagte ein alter Hahnemann, der nun schon im fünften Jahr an derselben Stelle emporhob, und die entrüstet dem Altklitter nach.

Er war wirklich ärgerlich, der gute Alio, so daß eine Wutstunde er noch nicht erlitt. In demnächst. Die andern — und dabei blieb er verächtlich auf die Gloden und Anemonen und Grassenellen, während er weiterflog — Gott, die hatte er satt, die konnte er ja zu Genüge. Aber gerade diese frische goldgelbe Dosterräume, die — — — zu dumme!

Alio schimpfte weiter, flog aber die Wiese hinüber zum Waldrand und ließ sich auf einem Farnkraut häuslich nieder.

„Ach, sieh da, Gealterter Ameise!“

Die Ameise, die schwerbedeckt auf dem Heimwege war, ließ erstaunt ihre Last fallen und sah empor!

Der Herr Riese, ich weiß's Ehre. Daß man sich hier auch einmal sehen läßt. Habt wohl nicht zu tun,“ sicherte sie hämisch und muserte den spegelblanken Rieseljungling.

Alio merkte wohl den Hohn, aber für was sich mit solchen Pap einlassen. Schlimm genug, daß man sie in der Verwundtschaft hatte.

„Weiß ich, Gealterter,“ sagte er mit nasehendem Ton, „ein jeder lebt das Leben, das ihm zukommt. Sie arbeiten und schaffen für die Allgemeinheit, ich liebe der Kultur, der geistigen Schönheit, der idealen Verwirklichung. Es heißt da immer der Mensch — Sie kennen doch diese unlästige zweibeinige Kreatur, die noch nicht einmal fliegen kann — er sei der Vollkommenheit der Schöpfung. Unsin ist das, reiner Quatsch! Was weiß der Mensch denn von dem jenseitigen Wehen der Natur? Kennt er ihre Gesetze, versteht er, was sie ihm täglich ins Ohr flüstern?“

Nein, sage ich Ihnen, Frau Gealterter, der Mensch ist ein recht unvollkommenes Ding. Nicht nur, daß er uns als durchaus minderwertige Subjekte betrachtet und höchstens wert hält, mit einer Nabel durchbohrt in allen Instakten zu verströmen, nein, der Mensch ist vor allem inkompetent. Er betrachtet das Leben unter dem Gesichtswinkel der Zweck-

mäßigkeit, und verliert sich doch in den Bestrebungen um die Erlämpfung eines wahren, idealen Menschentums.

„Beistehen Sie, Gealterter, was das heißt? Das bedeutet Zwietracht im eigenen Dasein, Krieg unter gleichartigen Geschlechtern, das bedeutet Vernichtung, Auslöschung!“

„Berrück, paßen Sie lieber auf sich selber auf, Herr Riese,“ sagte die Ameise und ließ sich davon, denn im selben Augenblick schon eine Weile, welche die ganze Zeit schon dem Gewächszug zugehört hatte, von einer Wache herantret, padete Alio und erkundete ihn wie eine reife Nuss.

„Eitelheit,“ zwitscherte die Ameise und ließ die goldgrünen Flügelbeden Alios aus dem Schnabel fallen, wie dießer Burde schmeckt. Werm, daß! Schönlich, die heutige Jugend hat eben kein Leben mehr in den Knochen!“

— — — Und damit schwang sie sich in den lichtesten Tag.

Ein unveröffentlichter Brief über Wilhelm II.

Von Theodor Fontane.

Aus dem ersten Heft der von Stefan Großmann im Ernst-Moritz-Berlag, Berlin, herausgegebenen „Wochenchrift „Das Tagebuch“, das neben Beiträgen des Herausgebers u. a. Arbeiten von Georg Hartmann, Stefan Zweig und Alfred Volgar enthält.

Vn Georg Friedländer

Berlin, 5. April 97.

Hochgeehrter Herr!

Sie klaffen an, wegen der Reden aus hohem Munde, darin so viel gesagt und noch mehr versprochen wird. Ich komme, wenn ich begreifen in meiner guten Hoffnung ist, jedesmal ganz außer mir, während ich mich doch von Idealität frei weiß und für vieles, was an oberer Stelle beliebt wird, nicht bloß ein Verständnis, sondern auch eine Dankbarkeit habe. Was mir an dem Kaiser gefällt, ist der totale Bruch mit dem Alten, und was mir an dem Kaiser nicht gefällt, ist das im Widerspruch dazu stehende Wiederherstellenwollen des Uraltens. In gewissem Sinne befreit er uns von den alten Formen und Ergehnissen des alten Preussentums. Er bricht mit der Rumpfsheit, der Populizität, der Hiesbürgerlichen Schwadronierhaftigkeit der 1873er Epoche. Er läßt sich, auf's Grobe und Kleine hin angesehen, neue Hosen machen, statt die alten auszuflicken. Er ist ganz unfeinlich, forsch und hat ein volles Einsehen davon, daß ein deutscher Kaiser was anderes ist, als ein Margraf von Brandenburg. Er hat eine Million Soldaten und will auch hunderte Bangerichtshäuser haben. Er träumt (und ich will ihm diesen Traum hoch anrechnen) von einer Demitigung Englands. Deutschland soll oben sein, in all und jedem. Das alles — ob es stuz und ausführbar ist, las ich darin gestellt sein — berührt mich sympathisch, und ich wollte ihm auf seinem Turm, selbige willig folgen, wenn ich sähe, daß er die richtige Krete unter den Füßen und die richtige Balancierlinie in Händen hätte. Das hat er aber nicht. Er will, wenn nicht das Unmöglichkeit, so doch das Höchstgefährliche, mit falscher Unterstützung, mit unzureichenden Mitteln. Er glaubt das Neue mit ganz Altem besorgen zu können. Er will Modernes anreichern mit Humpekkammerweinen. Er sorgt für neuen Woll, und weil er selbst den alten Schlächen nicht mehr traut, umwickelt er eben diese Schläche mit immer dickeren Bindfäden und denkt: Man wußte es schon.

Es wird aber nicht halten. Wie ich neue, weiche Hosen trage, darf sein Hosenflechtgewebe nicht bloß in ein Perzisionsgewebe umwandeln lassen. Der muß ganz neue Perzisionsmaschinen erfinden. Sonst knallt er vergeblich drauf los. Was der Kaiser mutmaßlich vor hat, ist mit „Waffen“ überhaupt nicht zu leisten. Alle militärischen Anstrengungen kommen mir vor, als ob man anno 1400 alle Kraft darauf gerichtet hätte, die Ritterrüstung kugelfestiger zu machen. Statt dessen kam aber auf den einzigen richtigen Ausweg, die Rüstung ganz fortzukommen. Es ist unannehmlich, daß sich das wiederholt. Die Rüstung muß fort, und ganz andere Kräfte müssen an die Stelle treten: Geld, Klugheit, Begeisterung. Kann ich der Kaiser diese Dreierlei versichern, so kann er mit seinen fünfzig Millionen Deutschen jeden Kampf aufnehmen. Durch Grenadier-Blodämmer. Wobalden. Kammendüber und arme